

Die Börse des Lebens.

Ein feuilletonistisches Beiblatt zur Berliner Börsen-Zeitung.

№ 18.

Berlin, den 25. October

1857.

Eine Opern-Berühmtheit.

Seit einigen Jahren hat die Scala in Mailand aufgehört, über den Ruf eines Stalienischen Sängers ausschließlich und endgültig zu entscheiden; die Ereignisse der Leptzeit haben dem Mailänder Parterre, das sonst mit eiferfüchtigster Strenge über das gesungene Talent der ihm vorgeführten Kunstjünger zu Gerichte saß, das Recht dazu entzogen und die Bedeutung einer siegreichen Staggione in der Hauptstadt der Lombardie ist für den Stalienischen Sänger in dem Grade gesunken, wie sich das Urtheil der Dilettanti in Paris, Wien und St. Petersburg als machgebend vorgebracht hat. Bekanntlich befinden sich zeitweilig in diesen Residenzen die bedeutendsten Künstler der Stalienischen Opernbühne und man ist genöthigt, anzunehmen, daß der Sänger, welcher in der Salle Ventadour, im Kärnthner-Thor oder an der Nuova Fucore gemacht hat, ein Licht ersten Ranges sein müsse. Wir gestehen, daß ein theatralisches Ereigniß der letzten Woche uns gründlich von dieser Kezerei geheilt hat und daß wir die Wiedereinsetzung der Mailänder Scala in ihre alten Rechte eines höchsten musikalischen Gerichtshofes für durchaus notwendig erachten. Signora Albina Maray ist mehrere Jahre hindurch Prima Donna assoluta in Wien, Petersburg und Paris gewesen und die papierne Kärntnerin der Zeitungsreferate pries sie als einen Stern erster Größe. Gewiß konnte es für die Musikliebhaber Berlins nur ein erfreuliches Ereigniß sein, als ein Gastspiel der berühmten Sängerin mit 40 Friedrichsd'or Honorar pro Rolle annoncirt wurde. Fr. Maray sang die Lucia als Entrée und brachte es den ganzen Abend nicht dahin, daß ihr das Publikum seinen Beifall auf eine unzweifelhafte, geschweige denn auf eine glänzende Weise zu erkennen gegeben hätte. Der vielgepriesene Gast ist nur noch im Besitze des Schattens einer Stimme, die erschöpft und müde nicht mehr die Kraft in sich trägt, die Töne rein und ohne Schwanken zu produciren. Fr. Maray singt, wie andere Sänger probiren und wenn sie einmal einen Ansaß zu kräftigerem Ausströmen nimmt, so sieht man wohl die Anstrengung, aber man hört trotzdem keinen stärkeren Ton. Am besten conservirt erschien noch die tiefere Lage, die hohe ist ohne Wohlklang und oft scharf. Es kann indeß nicht in Abrede gestellt werden, daß die Dame etwas gelernt hat; zwar ist sie keine Musikerin von großer Bedeutung, wie die Biardot etwa, aber doch immer, in unserer Zeit rohen des Naturalismus, eine Sängerin von guter Bildung. Wenn ihre Töne bei gewissen Gängen auch zuweilen schwanken, so bekundet doch die Art, wie die einzelnen Töne gebildet und an einander gereiht werden, die tüchtige Schule. Die Coloratur ist gerade nicht staunenerregend, aber doch sehr geschickt, und brachte die Sängerin, namentlich in der Wahnsinnszene, ein paar Verzerrungen von großer Freiheit und Eleganz an. Das Spiel ist wie bei den meisten Stalienischen Primadonnen lebhaft, aber ohne tiefere Charakteristik und Bedeutung, mehr gemacht, als der Ausdruck einer höheren dramatischen Begabung. Namentlich unbequem war bei Fr. Maray aber eine Festigkeit der Armbewegungen, die bekanntlich dann immer eine große Rolle spielen, wenn man gerne dem Ton etwas nachhelfen möchte — aber hier war diese Anstrengung ganz vergeblich. Fr. Maray, eine gute Desterreicherin von Geburt, sang deutsch und zwar sehr deutlich, aber doch mit einer eigenthümlichen Dialektfärbung, die fast wie Englisch klang. Wir erinnern uns nicht, das Wort „Quelle“ kurioser entstellt gehört zu haben, als von dieser Signora. Fr. Maray ist nach der einen Rolle abgereist, da ihr Seitens des Vorstandes der Königl. Oper vorgestellt wurde, es könne ihrem künstlerischem Rufe nur schaden, wenn sie in Berlin ohne Beifall und bei leeren Häusern weiter singen würde. Die Sängerin folgte dem Rath und verzichtete auf das ihr zur Disposition gestellte Honorar für die weiteren, ihr contractlich zugesicherten Rollen. — Die einheimischen Mitglieder sangen ihre Partien wie gewöhnlich. Herr Formes, Edgardo, der stets durch seine kräftige Höhe in den Effectstellen des zweiten Actes brillirt, sang auch im Duett des ersten und in den Nummern des dritten Actes Manches recht schön, und waren es namentlich einzelne, mit

halber Stimme vorgetragene Stellen, die angenehm zu Gehör kamen. Leider detonirte der Sänger ein paar Mal, und müssen wir immer und immer wieder die Besorgniß ausdrücken, daß der gewaltsame Gebrauch der Stimme in der Höhe, dem das große Publikum leider nachzujubeln pflegt, das Organ angreifen und schließlich zu Grunde richten wird. Herr Kadwaner gab sich als Aston alle mögliche Mühe, aber seine Mittel und sein Talent sind zu wenig geeignet, bedeutende Erfolge zu erzielen, als daß wir ihm ein glänzendes Prognostikon stellen könnten. An dem Abend stürzte er gerade nicht, aber er war und blieb unbedeutend. Ganz verwerflich ist indeß, um nur Eins anzuführen, die Art, wie er bei der ersten Arie die Stimme zu verdicken suchte; so Etwas ist unschön und dem Organ schädlich. Die Herren Bost und Pfister, Bidebend und Bullaw, sangen ihre kleinen Partien mit Eifer und trugen glücklich zum Halten des berühmten Septett im zweiten Acte bei, das ohne sie in unseugbare Gefahr gekommen wäre. Ersterer sang seine Arie zur lebhaften Befriedigung des Publikums und erhielt anerkenntenden Beifall. — Einen Bericht über Fidelio können wir uns ersparen, da die Oper eine vielgehörte ist. Das Orchester und die Chöre sind vorzüglich bei denselben, Herr Zschiesche ist und bleibt ein tadelloser und geradezu meisterhafter Rocco und Frau Köstler ist als Fidelio so bewunderungswürdig, daß selbst die rigorosste Kritik ihr den Lorbeer zuerkennen muß. G. B.

Wie man Commanditgesellschaften bildet.

(Nach dem „Almanach de la bourse.“)

Die Pariser Börse ist der Zustichtsort einer nicht geringen Anzahl von Notargehülfen und selbst von Notaren, welche ihre amtliche Stellung mit größerem oder geringerem Erfolge ausgeübt haben. Das Innere eines Wechselbüreaus ist freundlicher, als das einer Schreibstube; es ist auch leichter einen Courszettel zu schreiben, als ein Testament aufzusetzen, endlich wächst das Vermögen schneller unter dem Patente eines Wechselagenten, als unter der Loge eines Notars.

Das mag auch ein alter Notar gedacht haben, der sich jetzt an der Pariser Börse herumtreibt. Der Mann ist fünfzig Jahre alt, hat graues Haar und trägt eine Brille, die er von seiner Großmutter geerbt zu haben scheint, und die Uniform der Puschmaller, nämlich einen Paletot und ein schwarzes Halstuch.

Während seines Notariats soll er von allen hypothekarischen Darlehen bedeutende Summen für seine Bemühungen in Abzug gebracht haben. Er wurde verklagt und vor Gericht gestellt. Allzu lebhaft in seinen Antworten, konnte er sich seinen Collegen nicht verständlich machen und sie gaben ihm den Rath, seine Stelle zu verkaufen. Natürlich kam er nun zur Börse; ist sie doch der Sammelplatz von Allen, die der Gesellschaft Vorwürfe zu machen haben, oder vielleicht auch Aller, denen die Gesellschaft Vorwürfe zu machen hat. Er wurde Puschmaller. Leidenschaftlich, habgierig suchte er mit dem größten Eifer die Mittel auf, reich zu werden. Sein Lieblingsgedanke war der, Geschäftsinhaber einer Commanditgesellschaft zu werden.

Die Gelegenheit bot sich ihm bald dar. Genöthigt, wegen eines Prozeßes nach Chalons zu reisen, blieb er dort acht Tage. Er benutzte diesen gezwungenen Aufenthalt, um die Umgegend zu durchstreifen, und entdeckte dabei eine Kohlengrube, die im Lande unter dem Namen von St. Marcel bekannt war. Sie liegt dicht am Rand des Canal du Centre zwischen Blanz und Creuzot. Er kaufte sie und lehrte schleunig nach Paris zurück.

Einen Tag näherte er sich mir auf der Börse, nahm seine Brille ab und sagte mit dem lebenswürdigsten Ausdruck: „Erweisen Sie mir die Freundlichkeit, heute Abend eine Tasse Thee bei mir zu trinken. Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen.“

Wir waren Landsleute und ich konnte deshalb seine Einladung nicht ausschlagen, obwohl sie mir unangenehm war. Ich sagte also zu.

Zur bestimmten Stunde traf ich bei ihm ein. Man trank Thee, man rauchte Cigarren. Nach einem Weilschen setzte sich der alte Notar in einen etwas erhöhten Lehnstuhl, um den Kreis, der ihn umgab, zu beherrschen und begann folgendermaßen:

„Meine Herren, ich habe Ihnen einen Vorschlag von der größten Wichtigkeit zu machen.“

Alles schwieg — und er fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Meine verehrten Freunde, es handelt sich um die Gründung einer Actien- oder Commanditgesellschaft, die uns eine Million einbringen kann.“

Ein Beifallsgemurmel ließ sich vernehmen, man hat ihn, über sein Project nähere Aufschlüsse zu geben.

„Vor ungefähr einem Monate“ sagte er, „riefen mich Familienangelegenheiten nach Chalons. Um meine Zeit nützlich anzuwenden, durchstreifte ich die Umgegend und entdeckte dabei eine unter dem Namen St. Marcel bekannte Steinkohlengrube. Sie ist ebenso ergiebig, wie die von Blanz, dicht am Canal, so daß der Absatz der Kohlen in der Haute-Saone, am ganzen Ufer des Flusses bis nach Lyon gesichert erscheint, es ist sogar möglich, daß wir Niederlagen in Paris errichten können. Diese Kohlengrube kostet mich 400,000 Francs.“

Es versteht sich von selbst, daß ich sie auf Widerruf gekauft habe für den Fall, daß es mir nicht gelingt, binnen drei Monaten das Capital aufzubringen, genügt die einfache Anzeige bei dem Notar Dufour, um den Kauf rückgängig zu machen. Ich habe mich nun entschlossen, eine Commanditgesellschaft mit einem Capital von zwei Millionen zu bilden, von denen 1,400,000 Francs als Kaufgeld für die Gruben und das Material, 600,000 Francs als Betriebskapital verwandt werden sollen.“

Da sein Vorschlag den lebhaftesten Beifall fand, fuhr der Notar fort: „Aber um die Subscription eröffnen können, sind allerlei Ausgaben notwendig. Wer den Zweck will, will auch die Mittel, sagt der Volksmund, und alle Leute von Erfahrung stimmen dem bei. Nun also, meine Herren, ich werde mich als Geschäftsinhaber dieser Gesellschaft geriren, und Sie mögen die Mitglieder des Verwaltungsrathes sein. Ich nehme an, daß wir, um unsere Actien zu placiren, dreitausend Francs für Annoncen in den Zeitungen brauchen. Da ich mir ein Viertel vorbehalte, so werde ich 750 Francs in die Cassa zahlen und Sie haben sich in den Rest von 2250 Francs zu theilen. Mein Vertrauen in den Erfolg unseres Unternehmens ist so groß, der Moment so günstig, daß ich jedes Zaudern für überflüssig halte, um so mehr, da wir durch die kurze Frist von drei Monaten, von denen einer bereits abgelaufen ist, beschränkt sind. Ich habe einen kurzen Statutenentwurf verfaßt, den ich Ihnen vorlesen will. Er ist kurz und einfach. Er betrifft die Vertheilung der 1,400,000 Francs and die Aufhebung des Vertrags für den Fall, daß wir keine Subscribern finden.“

Er las den Entwurf vor und legte ihn dann seinem Nachbar zur Rechten vor, der sich beeilte, ihn zu unterschreiben. Auch alle Andern unterzeichneten. Als die Reihe an mich kam, weigerte ich mich. Der alte Notar war davon augenscheinlich befremdet. „Aber warum unterzeichnen Sie nicht?“ fragte er mich.

„Meine Herren,“ erwiderte ich, „der Hauptgrund für meine Weigerung ist meine Stellung; ich bin in dem Bureau eines Wechselagenten angestellt und also nicht unabhängig. Mein Principal würde es sehr ungern sehen, wenn mein Name mit großen Buchstaben auf der letzten Seite der Zeitungen stände, und ich möchte die Freundschaft meines Chefs nicht auf's Spiel setzen.“

„Aber ich dachte doch, eine Prämie von 200,000 Francs könnte Sie wohl selbst über den Verlust ihrer Stelle trösten,“ erwiderte der alte Notar. „Sie brauchen ja keine active Rolle in dem Geschäft zu übernehmen, es handelt sich für Sie einfach darum, unverantwortliches Mitglied des Verwaltungsrathes zu werden und sich mit Ihren fünf Associates in die Summe von ungefähr einer Million zu theilen.“

„Bedauere recht sehr,“ sagte ich, „aber meine Stellung verbietet mir, darauf einzugehen.“ Und damit verließ ich das Zimmer.

Ich hatte einen Freund in Givry, einem Städtchen

in der Nacht... schrieb ich... die Grub...

„Theuerster Freund! Die Kohlegrube von St. Marcel hat schon fünf oder sechs Eigentümer...“

„Sie liegt in einer Klüfte, die fortwährend vom Wasser heimgesucht wird. Man hat bereits Summen verschwendet, ohne bis jetzt einen regelmäßigen Betrieb herstellen zu können.“

„Zwei Tage nach dem ich diesen Brief erhalten hatte, erschien einer von den Freunden des Notars bei mir. „Ich wohne in Chalons,“ sagte er; „ich bin Besitzer einer Kohlengrube. Kein Mensch kennt die Umgegend von Chalons genauer als ich.“

„Bitte um Entschuldigung,“ sagte ich ihm unterbrechend, „sehen Sie, was mir der Gehilfe des Maire von Givry schreibt.“

„Die Angaben scheinen richtig zu sein,“ sagte er, „aber lassen Sie mich offen reden.“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Kohlengrube bin. Mein Geschäft ist ungefähr sechzigtausend Francs werth. Einer meiner Kollegen und Nachbarn, viel reicher als ich, hat zwei heirathsfähige Töchter. Ich habe um die Hand der ältesten angehalten; darauf hat er mir geantwortet: „Meine Tochter hat zweihunderttausend Francs im Vermögen.“

„Nun, das nenne ich offenerzig!“ rief ich aus. „Aber damit Sie die Tochter des Kohlengrubers in Chalons heirathen können, soll ich mich auf das durch und durch faule Geschäft einlassen und mit Ihnen die Heute von meinen Freunden und Klienten theilen, die ihr Vertrauen in meine Reclität setzen!“

„Sie übertreiben!“ jagte der Kohlengrubers. „Mit dem Betriebscapital kann man das Wasser entfernen, und die Kohlegrube wird uns reich machen. Aber warten Sie, ich werde Ihnen einen Vorschlag machen, der Ihnen meine Uneigennützigkeit beweisen soll.“

„Wahrhaftig, mein verehrter Herr,“ antwortete ich ihm, „man muß ein Kohlengrubers von Chalons sein, um solche naive Vorschläge machen zu können.“

Der Kohlengrubers stand wie versteinert. Ich ging nach der Thüre, öffnete sie und ersuchte ihn, indem ich ihm mit der Hand den Weg zeigte, sich schleunigst zu entfernen.

„Hören Sie,“ sagte er, „in Chalons sind die Leute höflicher als Sie.“

„Möglich!“ antwortete ich, jedenfalls nehme ich zur Ehre Ihrer Vaterstadt an, daß Leute Ihres Schlages dort selten sind.“

Das Chinesische Porzellan.

Die Kaiserliche Porzellan-Manufactur von King-te-schin ist ein ungeheurer Burgfleck, der mehr als eine Million Einwohner in sich schließt. Die an einander gedrängten Häuser, die engen Straßen, die geräuschvolle Thätigkeit der Menge, die Rauch- und Flammenwolken, welche sich an verschiedenen Orten erheben, Alles macht den zugleich düstern und belebten Ein-

druck und... der Nacht... Stadt, die... Feuerstellen zu sehen. Dorthin strömen, trotz der Theuerung der Lebensmittel, alle Armen, weil selbst die minder Handfesten dort Arbeit finden.

Im Jahre 1815 war der Gouverneur von Sing-te-schin, ein beobachtender Kopf, begierig, die verschiedenen Geheimnisse der Fabrication zu erforschen; er interessirte sich selbst für die Geschichte einer Kunst, deren Ursprung schon viele Jahre zurückdatirte. Aus diesem Grunde veranlaßte er den Lehrer seines Sohnes, die Manuscripte eines Chinesischen Gelehrten, eine kostbare, aber schlecht geordnete Sammlung, durchzusehen, welche das Resumé einer großen Zahl von Schriften über das Porzellan enthielten.

Die Chinesischen Schriftsteller stimmen darin überein, die Erfindung des Porzellans in das Jahr 185 vor und das Jahr 87 nach Christo zu setzen. Vor dieser Zeit kannte man in China nur Gefäße von gebrannter Erde und Bronze.

Während vieler Jahrhunderte ging die Porzellanmalerei langsam von Station zu Station. Die Fabriken, welche später in den Provinzen so zahlreich entstanden, waren nur wenige. Die Fabrikanten, an dem gewöhnlichen Geschäftsbetriebe hängend, trachteten nur nach der Güte des Thons und nach den besten Farben. Man verstand nicht, verschiedene Farben anzuwenden; die Hauptsache bei diesen gleichmäßigen Tinten bestand darin, sie mit der Farbe des Thees in Harmonie zu bringen. In dem gelben Porzellan erhielt der Thee zu braun, im braunen Porzellan zu schwarz; man saß ihn appetitlich im blauen Porzellan, das ihm einen grünen Schimmer verlieh.

Man gehe in Zukunft dem Porzellan die Farbe des blauen Himmels nach dem Regen, so wie er zwischen den Wolken erscheint.“ Die Künstler, durch eine so poetische Antwort begeistert, bildeten in der That einen Thon, der berühmt wurde; er war blau wie der Himmel, strahlend wie ein Spiegel, zart wie Papier, klingend wie ein musikalisches Instrument, und von reizendem Glanze und großer Feinheit. Zuweilen wurde die Schönheit durch einen kleinen Bruch erhöht. Leider hatte er an dem größten Theil der Gefäße am Fuße, die rohe Erde, die während des Brennens als Unterlage gedient hatte. Die Schönheit dieses Porzellans brachte die Nachahmer zur Verzweiflung; man nannte es immer das Blau des Himmels nach dem Regen, und als man nach dem Jahre 1368 aufhörte, es zu fabriciren, suchten die Liebhaber die kleinsten Bruchstücke auf, um damit ihren Hut oder ihren Rosenkranz zu zieren. Heute noch wiederholen die Chinesen mit der ihnen eigenen Uebertreibung, daß diese Scherben die Augen wie kostbare Steine blenden, und daß das Blitzen derselben einen Pfeil abzuwenden vermag.

Der weiße Thon kam wahrscheinlich Weise zuerst zu Ehren. Der von La-i war seit dem siebenten Jahrhundert bekannt. Der Dichter Lu-su richtete an einen Mandarinen folgende Worte: „Man fabricirt in La-i leichtes und solides Porzellan. Wenn man darauf schlägt, wird ein klagerndes Ton hörbar, wie wenn man Nierenstein durchschneidet.“

Als die Eigenschaften des Thons eine gewisse Vollkommenheit erreicht hatten, versuchten die Chinesischen Arbeiter die Oberfläche zu verzieren. Die Tassen und Schalen des Landes Tschin waren immer von reinem Weiß, aber sie zeigten zu gleicher Zeit erhabene Stellen oder Andern, die das Kränzelein des Wassers nachahmten; andere waren mit Zeichnungen geschmückt, welche schönen Bändern oder vielmehr Krabbenpfoten glichen. Man bewunderte besonders das Porzellan, welches Thränenjahren zeigte. Zuweilen hat die Emaille das Ansehen von geronnenen Fetten; der Vergleich ist zwar nicht elegant, doch von ganz Chinesischer Genauigkeit. Eine Fabrik lieferte Ge-

ähnliche... gleichsam... Gefäße für reizend... deren Emaille, mit einer Menge von Körnern bedeckt, an die Haut eines... erinnerte. So wie nun von jetzt ab der Zufall eine... bemühte sich... sie zu verewigen. Nichts bekundet besser, wie unvorhergesehen oft die Entdeckungen waren, als die Natur der Erfinder selbst. Eines Tages fabricirte... in den Brennofen. Die Gefäße waren schön wie Neuphrit, das heißt wie Edelsteine. Ein Kaiserlicher Minister war in der Nähe. Aus Furcht, daß dieses Wunder ihm bekannt werden könnte, vermaurerten die Arbeiter die Oeffnung und entflohen. Diese Fabrik war von jener Zeit an verfallen. Der Aberglaube war dieser Furcht keineswegs fremd, obgleich der Gott des Porzellans, ein Märtyrer, seine Arbeiter beschützte. Selbst ein Köpfer, kürzte er sich eines Tages in's Feuer, weil aus Mangel an Nahrung, die schwach gewordene Flamme gänzlich zu verlöschen drohte.

Die Fortschritte des weißen Porzellans förderten auch die des bunten; nichts wurde gespart, um die prächtigsten Tinten zu erhalten. Man pulverisirte Karneol. Als die Abendländer ihren Handel bis nach China ausgedehnt hatten, bezahlte man ihnen das Kobaltblau doppelt so hoch in Gold, als sein Gewicht war. Die Arbeiter stahlen davon, eben so wie ein Griechischer Maler, dem die Farben geliefert wurden, hundert Mal seinen Pinsel auswich, um am Abend ein am Bodenjaß reiches Wasser mitzunehmen.

Trotzdem ließen sich die Kaiser nicht entmuthigen. Sie empfahlen vor Allem den Kobalt, der dem Zinnober ähnliche rothe Punkte hervorbrachte, alsdann denjenigen, welchen Funken von Silber emailirten. War die Emaille blau getupfelt oder regenbogenfarbig, wie das Eis, so wurden die Gefäße für die Mandarine bestimmt. Jede Verschiedenheit der Farbe hatte einen Namen, der ihren Adel erhöhte. Dem Weiß des Mondescheines entsprach das Roth der Sonne vor dem Regen. Das mit gelben Perlen besäete Schwarz war das Privilegium der Fabrik Kien, diejenige von Kium hatte das Geheimniß der tintenbraunen Emaille. Seltsame Vergleichen halfen die Zartheit der Nuancen unterscheiden. Die Liebhaber verwechselten keineswegs das Blau der Zwiebel mit dem Blau der Pflaume, noch das Gelb des Aales mit dem Gelb des Hasenhaares. Ein Violett hatte zum Vorbilde die Haut der Stierpflanze, ein Grün die Haut der Schlange.

Die Industrie erhielt sich durch stete Neuheit. Die Chinesen zogen aus Allem Vortheil, und verwandelten zuweilen selbst die Fehler der Fabrication in Schönheiten. Wenn die Emaille schneller auskühlt als der Thon, den sie bedeckt, so springt sie, spaltet sich und bildet tausend kleine Risse. Die Fabrikanten bemühten sich, künstlich dieses Zerplagen nachzuahmen, und erhielten, indem sie alle Andern dann mit rother oder schwarzer Farbe ausfüllten, eben so reizende Zeichnungen, wie die Schuppen einer Forelle. Die Europäer bewundern diese glücklichen Einfälle nicht weniger und bezahlen sie theurer, als die Schöpfungen des Talentes.

Vermischtes.

Vor einigen Tagen bereitete sich zu Havre ein Schiff vor, die Anker zu lichten. An Bord befand sich eine junge Deutsche Frau, die ihren Mann verlassen, aber ihr Löcherchen mitgenommen hatte, um sich mit ihrem Geliebten nach America einzuschiffen. Da brachte im letzten Augenblicke der Telegraph den Befehl, Mutter und Kind zu verhaften. Der Hafen-Commissair eilte herbei und besichtigte die Pässe. Aber es ging ihm wie dem Bürgermeister in Czar und Zimmermann, der statt eines Peters ein ganzes Duzend findet; der Zufall wollte, daß sich an Bord mehrere junge Deutsche Frauen mit ihren Kindern befanden. Dabei war das Signalement der Flüchtigen so vage, daß es sehr schwierig wurde, unter all den ovalen Gesichtern mit blonden Haaren und blauen Augen die rechte herauszufinden. Um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, ließ der Commissair alle Deutschen an Bord des Schiffes einen Kreis bilden, blieb vor einem der Kinder stehen und sagte zu ihm auf Deutsch: „Mein Kind, denk doch an Deinen armen Papa, der weint und sein Löcherchen wieder haben will.“ — „O Mama,“ rief die Kleine in Thränen ausbrechend, „o Mama, Papa weint, wir wollen umkehren.“ — Die schuldbige Mutter wurde verlesen, erkannt und verhaftet. — War König Salomo geschickter, als der Hafen-Commissair?